

Landwirtschaft braucht Leidenschaft

Festansprache zur 59. Meisterbriefübergabe der Landwirtschaft Unterfranken in Iphofen am 25. November 2016

Was soll das? Ein Pfarrer wird eingeladen, um vor zukünftigen Großlandwirten zur Meisterbriefübergabe die Festansprache zu halten. So manche/r wird denken: Oh, hoffentlich wird das nicht allzu fromm oder: Ein Pfarrer hat doch keine Ahnung von unserem Beruf, von dem, was in unseren Köpfen rumgeht, was uns als junge Landwirtschaftsmeister umtreibt und beschäftigt.

Es stimmt: ich bin kein Landwirtschaftsexperte. Als Pfarrer kann ich nur erstarren vor so viel Fachwissen in Pflanzen- und Tierzucht, Computerkenntnissen und Fachwissen in GPS-Systemen, vor der Bewältigung immer aufwendiger werdender Buchführung und komplizierten Pflanzenschutz- und Düngeverordnungen, vor oft großem handwerklichen Geschick und Kenntnissen in modernster High-Technik.

Es stimmt, ich bin kein Fachmann, ich bin aber einer, den das Leben in der Landwirtschaft geprägt hat und dem das Bauernblut bis heute noch in den Knochen steckt.

Meine Wurzeln liegen in Üchtelhausen, meinem Heimatort bei Schweinfurt. Was mich im Leben am stärksten geprägt hat, ist die Arbeit daheim auf den Feldern. Sie sind steinig, aber bis heute ein Stück "Himmel" für mich. Als Zeichen dafür zieren meinen Kelch keine Edelsteine, sondern 7 Feldsteine unseres steinigsten Ackers.

Wenn ich gefragt würde, von wem hast du eigentlich für die Seelsorge das Wichtigste gelernt, ich würde antworten: Nicht von Priestern, nicht von Lehrern, nicht von Professoren, nicht von Exerzitienmeistern und Fortbildungskursen, sondern vom Leben in der Landwirtschaft. Ich habe gelernt, dass Können und Wissen allein nicht genügen, sondern dass es für einen Beruf eine gewisse Leidenschaft braucht. Dass es bei allem Einsatz der Kräfte keine Erfolgsgarantie gibt. Ich habe gelernt, dass ich die Eigenart des Bodens, auf dem ich arbeite, studieren und kennen muss, dass es ein gutes Auge für die Entwicklung, für Wachstumsstörungen, Gefühl für das Klima und Geduld für den richtigen Zeitpunkt der "Aussaat" braucht. Ich habe ein Gespür bekommen für Natürlichkeit und aufgesetzte Künstlichkeit.

Der Beruf des Landwirts hat mit dem Beruf des Pfarrers viele Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten:

Mir geht es in meinem Beruf ähnlich wie den Bauern. Die „Betriebsgrößen“ der Pfarreiengemeinschaften wachsen ebenso rasant wie die Betriebsgrößen der Haupterwerbsbetriebe in der Landwirtschaft. Die zu bewältigenden Katholikenzahlen wachsen ebenso wie die Stückzahlen der Milchvieh-, Bullen-, Schweinemast- und Ferkelerzeugerbetriebe. Diesen wachsenden Zahlen stehen aber immer weniger Pfarrer und Landwirte gegenüber. Die Interessenten in den Priesterseminaren und Landwirtschaftsschulen nehmen ab. So manche Landwirtschaftsschule muss wie so manches Priesterseminar geschlossen werden. Und beide Branchen beschäftigt die Frage nach der Zukunftsfähigkeit. Und die Bürokratie frisst beim Landwirt wie beim Pfarrer immer mehr Zeit auf.

Wir haben noch mehr Verbindungslinien: Wenn wir säen, wissen wir nicht, was wir ernten. Und oft hat man den Eindruck: Das, was wir produzieren und „verkaufen“ wollen, scheint in der Gesellschaft nicht mehr viel wert zu sein. Auf mein Sonntagsmessgewand habe ich mir vor vielen Jahren das Gleichnis vom Sämann stecken lassen, dessen Samen auf Böden verschiedener Bonität fallen und der dennoch nicht verzweifelt, wenn nur ein Teil seines ausgesäten Samens Frucht bringt. Das tröstet mich immer, wenn ich mich frage: Säst du in deinem Beruf nicht manchmal auf Beton?

Unsere Berufe stehen in einer Zeit des Umbruchs und Umorientierung, die derzeit Landwirtschaft und Kirche herausfordert:

Immer wieder machen unseren Berufen Skandale in Kirche und Landwirtschaft zu schaffen. Ich brauche sie nicht alle beim Namen zu nennen. Da tut es sehr weh, wenn man selbst mittendrin steht, wenn man sich abrackert, seinen Beruf liebt, ihn ehrlich ausüben will und dann wirst du irgendwie mit generalverdächtigt.

Wir werden immer weniger. Ein Bauern- und Pfarrerssterben geht durch das Land. Wer an den Wust von Bürokratie denkt und an das Sterben von Höfen oder an die Schwierigkeiten der Nachfolge, kennt die großen Sorgen. Vor allem, wenn Höfe seit Generationen die Familien ernährt haben und nun zu sterben drohen, dann können auch Selbstwertgefühl und Stolz verloren gehen, und vor lauter Sorgen und Verbitterung kommt das Danken kaum mehr in den Sinn.

Pfarrer und Landwirte haben immer größere Einheiten zu bewältigen und manchmal befürchte ich: Wir kommen dadurch immer weiter vom Boden beziehungsweise von der Basis weg.

Ich werde nie vergessen, wie ich als kleiner Gymnasiast vor fast 50 Jahren mit glühendem Kopf im Deutschunterricht zwei Landarbeiterschilderungen miteinander verglichen habe, die Schilderung eines rodenden Bauern, der bei Wind und Wetter mit der Hand den Boden bearbeitete und die Schilderung Steinbecks von einem amerikanischen Großfarmer, der hoch oben, etliche Meter über dem Erdboden in seiner Zugmaschine sitzt und gelangweilt die riesigen Flächen bearbeitet, aber nicht mehr den Boden riecht, nicht mehr die Lerchen jubilieren hört und den Boden schon gar nicht unter den Füßen spürt.

Bei all diesen Umwälzungen und Umbrüchen steht die Frage für jeden von uns da: Mit welcher Haltung gehe ich an meinem Beruf heran? Haben wir noch etwas von der Beschwingtheit, mit der Robert Schumann den fröhlichen Landmann von der Arbeit auf dem Feld am Abend heimkehren lässt. Kann ich noch so wie der Bauer Knoll in Felix Timmermanns Roman „Bauernpsalm“ an meinen Beruf herangehen, der da im Brustton voller Überzeugung sagt:

Mir erscheint das Bauernleben doch als das schönste auf Erden. Ich möchte nicht mit einem König tauschen. Ich danke Gott, dass er aus mir einen Bauern gemacht hat. ...Die alte Schlossherrin hat meinen Vater oft gefragt, ob er nicht bei ihr Gärtner werden wollte. Wenig Arbeit, guten Lohn. Ach was, sagte er,: Ein Bauer muss ein Bauer bleiben, sonst stockt der Lauf der Welt...

Und dann darum konnte er sich so aufregen und ungehalten sein, weil von uns allen nur einer Lust hatte, Bauer zu werden. Deshalb nannte mich unser Vater immer: unser Knoll. Ich blieb. Ich konnte mich von der Scholle nicht trennen. Das liegt so im Blut. Das Feld hält einen fest, man liebt es und weiß doch nicht warum....

Können Sie heute noch als junge Landwirtschaftsmeister in einer solchen Haltung an Ihren Beruf herangehen – oder ist heute die Realität ganz anders? Aber wie, mit welcher Motivation, mit welcher Einstellung meinen Beruf anpacken?

Wenn ich von mir als Pfarrer ausgehe und mich frage, mit welcher Einstellung gehe ich an meinen Beruf heran, damit er erfüllend wird, damit ich ihn auch heute durchhalten kann, dann fallen mir drei Grundhaltungen ein. Und ich wage zu behaupten: Im übertragenen Sinn gelten diese drei Punkte auch für einen Landwirt.

1. Landwirtschaft braucht Leidenschaft

Es geht nichts ohne Leidenschaft, nichts ohne Enthusiasmus.

Was ist das schönste Wort auf dieser Erde?, fragt einmal der Dichter Christian Morgenstern und gibt darauf die Antwort: Enthusiasmus ist das schönste Wort auf dieser Erde.

Begeisterung von etwas oder für etwas. Gerade wenn es für einen Beruf schwierig wird, braucht es diese Leidenschaft und Begeisterung, um durchzuhalten. Leidenschaft und Begeisterung, die einem auch Schwierigkeiten ins Auge sehen lässt und Strategien entwickelt, um nicht gleich die Flinte ins Korn zu werfen. So meint der frühere Bauernpräsident Gerd Sonnleitner: „Landwirtschaft ist was für ganz Mutige, für die, welche die Herausforderung lieben, eigentlich für die Starken in unserer Gesellschaft.“

In den letzten Jahren hat in der Psychologie und auch der Theologie das Schlagwort von den »burning persons« die Runde gemacht. Damit sind Menschen gemeint, die »brennen«, die »Feuer und Flamme« sind für eine bestimmte Sache oder ein bestimmtes Anliegen. Nur »burning persons« können etwas bewegen. Das gilt für Unternehmen, das gilt in der Gesellschaft. Das gilt für den Glauben und die Kirche. Wenn ich nicht selbst ergriffen bin und brenne, dann werde ich keine Ausstrahlung haben.

Ich weiß aber auch, dass burning persons, Menschen die für ihren Beruf „Feuer und Flamme“ sind und ihre ganze Lebenskraft dafür einsetzen, in der Gefahr stehen, auszubrennen – neudeutsch in ein „Burnout“ zu geraten und dann die Freude an und die Kraft für ihren Beruf verlieren können. Um dies zu verhindern, muss ich klar meine eigenen Grenzen erkennen und sie auch akzeptieren. Sonst gehe ich in meiner Arbeit nicht mehr auf, sondern unter.

Auf meinen Beruf heruntergebrochen: Ich kann nicht der perfekte Pfarrer sein, der ein brennendes Verlangen hat, mit Jugendlichen zu arbeiten und die meiste Zeit mit den älteren Menschen verbringt. Ich kann nicht täglich fünf Hausbesuche machen und immer daheim erreichbar sein. Ich kann nicht schwerwiegende Entscheidungen treffen und dabei immer lächeln und den eifühlsamen Seelsorger spielen u.s.w.

2. Grenzen erkennen und anerkennen

Bei aller Leidenschaft für seinen Beruf ist es wichtig, seine Grenzen zu erkennen und auch Grenzen zu achten. Diese Frage, wo liegen meine Grenzen, scheint mir in der scharfen Konkurrenzsituation unter den Landwirten und im Überlebenskampf in der schwierigen wirtschaftlichen Situation, in der die Landwirte heute stehen, ungeheuer wichtig zu sein. Zu diesem Thema schrieb der russische Schriftsteller Leo Tolstoj im Jahre 1886 die Erzählung „Wieviel Erde braucht der Mensch?“ Sie erzählt von einem habsüchtigen Bauern.

„Wir haben zu wenig Land“, dieser Gedanke ging dem Bauer Pachom in letzter Zeit öfter durch den Kopf. Wir haben zu wenig Land. Wenn ich mehr Land hätte, dann fürchtete ich nichts und niemand mehr.“

Da verkaufte die Gutsherrin in der Nachbarschaft ihr Land an die Bauern. Pachom sah voller Neid, dass sein Nachbar 20 Hektar Land gekauft hatte. „Alle Nachbarn kaufen Land“, sagte er zu seiner Frau. „Auch wir müssen Land kaufen, sonst langt es nicht mehr für uns.“ Sie borgten sich Geld, der Sohn musste als Knecht zu einem anderen Bauer gehen. So konnte Pachom ein zehn Hektar großes Stück kaufen. Er war voll Freude. Er hatte Glück mit der Ernte und machte einen schönen Gewinn. Pachom konnte seine Schulden zurückzahlen und war glücklich.

Eines Tages bat ein durchreisender Kaufmann bei Pachom um ein Nachtlager. Der Kaufmann erzählte: „Ich komme aus dem fernen Baschkirenland. Dort haben die Menschen soviel Land, dass man ein ganzes Jahr braucht, um es zu umschreiten. Ich habe dort erst 5000 Hektar für 1000 Rubel gekauft.“ Das ließ Pachom nicht mehr in Ruhe. Er fragte ihn nach dem Weg zu den Baschkiren. Er machte sich auf, um dorthin zu reisen. Zusammen mit seinem Knecht und vielen Geschenken machte er sich auf den Weg. Viele Tage musste er reisen, bis er im Zeltlager der Baschkiren ankam. Diese empfingen ihn freundlich, führten Pachom in ein Zelt und gaben ihm reichlich Hammelfleisch zu essen und Tee zu trinken. Die Baschkiren treiben keinen Ackerbau. In der Steppe weiden sie ihre Vieh- und Pferdeherden. Pachom verteilte seine Geschenke. „Du hast uns reichlich beschenkt“, sagten sie. „So sage uns nun, was du gerne von uns hättest.“ Da sagte Pachom: „Ich möchte gerne Land von euch kaufen. Bei uns zu Hause ist es zu eng.“ Der Älteste des Baschkirenstammes sagte zu Pachom: „Wenn du Land haben willst, nimm dir soviel du magst. Wir haben genug davon.“ Pachom fragte nach dem Preis. „Wir haben nur einen Preis“, sagte der Älteste, „tausend Rubel für den Tag.“ Pachom verstand nicht, was das bedeuten sollte. So erklärte ihm der Älteste: „Alles Land, das du an einem Tag umwandern kannst, das gehört dir, und kostet tausend Rubel. Am Abend aber musst du wieder an der Stelle zurück sein, von der du ausgegangen bist. Bist du nicht zurück, so bekommst du das Land nicht, und wir behalten das Geld trotzdem.“ Pachom war mit dem Handel einverstanden. Bei Sonnenaufgang sollte es losgehen.

In der Nacht hatte er einen seltsamen Traum. Er sah den Ältesten der Baschkiren. Der hielt sich den Bauch vor Lachen. Vor ihm lag auf dem Boden ein Toter. Und Pachom erschrak. Er selbst war der Tote. Da wachte er auf, weckte seinen Knecht. Komm, wir gehen, bald kommt die Sonne, es wird Zeit, dass ich mein Land umschreite.

Auf einem Hügel warteten die Baschkiren. Der Älteste zeigte auf die riesige Ebene und sagte: „Wähle dir nun dein Land.“ Pachoms Augen brannten vor Verlangen. Der Älteste legte seine Fuchsfellmütze auf den Boden. „Das ist unser Merkzeichen. Von hier aus gehst du und hierher kommst du zurück. Wenn du nicht zurück bist beim Untergang der Sonne, dann hast du den Handel verloren. Bist du aber zurück, dann soll alles Land, das du umschritten hast, dir gehören.“ Pachom legte sein Geld auf die Mütze - und ging los. Mit der Hacke auf der Schulter ging er gegen Osten in die Steppe hinein. Er lief schnell und immer wieder brachte er ein Merkzeichen an.

Als ein Viertel des Tages um war, sagte sich Pachom: „Es ist noch zu früh, um einzubiegen. Der Boden ist hier gar gut. Je länger ich gehe, umso besser wird das Land.“ Und seine Gier trieb ihn immer weiter. Er war ganz in Schweiß gebadet. Er blickte zurück zu Hügel. Der war klein wie ein Ameisenhaufen.

Jetzt musste er abbiegen, um die zweite Seite abzuschreiten. Er wurde müde und die Sonne brannte heiß. Pachom gönnte sich nur eine kurze Mittagsrast. Er aß und trank ein wenig. „Ruhend darf ich nicht, sagte er sich, „sonst schlafe ich ein.“ Und setzte seinen Weg fort.

Er ging auch auf dieser Seite ein langes Stück. Jedesmal, wenn er abbiegen wollte, lockte ihn noch schöne Flur. Endlich bog er in die dritte Seite ein. Er sah, dass die beiden Seiten viel zu lang waren. Da verdoppelte er seinen Schritt. Aber die dritte Seite musste kürzer werden. Die Sonne neigte sich zur Vesperzeit. Furcht packte Pachom. Wenn er nun den Ausgangspunkt nicht zur rechten Zeit erreichen würde? So bog er in die vierte Seite ein. Noch hatte er etwa 15 Meilen bis zum Hügel zu gehen. Da fing er an zu laufen, geradewegs auf den Hügel zu.

Pachom rannte und rannte. Es war noch so weit zum Ziel. Seine Füße schmerzten. Sie waren voller Blasen und ganz zerschunden. Er keuchte, sein Herz hämmerte, sein Mund war trocken. Die Sonne stand tief am Horizont. Und Pachom lief noch schneller. Endlich kam er zum Hügel. Die Sonne war am Versinken. „O weh“, stöhnte er, „ich erreiche mein Ziel nicht mehr. Alles ist dahin, und ich habe mich zugrunde gerichtet.“

Aber da hörte er die Baschkiren rufen. Sie winkten und feuerten ihn an. Von oben war die Sonne noch zu sehen. Mit letzter Kraft stürmte Pachom den Hügel hinauf. Da saß der Älteste und hielt sich den Bauch vor Lachen. Pachom stöhnte auf. Seine Beine knickten ein, und er fiel hin. Mit seinen Händen erreichte er noch die Fuchsfellmütze. Der Älteste rief: „Gut gemacht. Du hast jetzt viel Land.“ Aber Pachom hörte nicht mehr. Er war tot. Die Baschkiren waren sehr betroffen und bedauerten seinen Tod. Der Knecht nahm die Hacke und grub seinem Meister ein Grab. Genau so lang und so breit wie sein Körper die Erde bedeckte. Dann scharfte er ihn ein.

Als ich diese Geschichte „Wieviel Erde braucht der Mensch?“ zum ersten Mal hörte, ist sie mir in die Knochen gefahren, weil diese Sehnsucht nach mehr Land in fast jedem Bauer steckt. Wer träumt nicht davon, ausreichend Fläche zu haben, um sich seine Existenz für die Zukunft abzusichern. Wen treibt heutzutage nicht die Frage um: Wie kann ich meine Betriebsfläche vergrößern, wo kann ich noch zu annehmbaren Preisen zu Pachtflächen kommen?

Diese alte Geschichte vom Bauern Pachom fragt mich: Gibt es überhaupt noch eine Grenze an bewältigbarer Betriebsgröße, gibt es überhaupt noch eine Grenze bei den Hektarerträgen, bei der Fleisch- und Milchleistung von Tieren oder muss sie immer noch in die Höhe getrieben werden, ohne Rücksicht auf Verluste? Und wer spürt nicht diese bedrängende Frage: Macht dieser äußere Zwang oder innere Drang nach immer mehr an Fläche und Leistung auf Dauer nicht nur die Solidarität der Bauern untereinander, sondern auch die Menschen selbst kaputt, weil es eine Grenze der Arbeits-, der Geistes- und Nervenkraft gibt?

Es ist doch nicht mehr zum Lachen, wenn ein Bauer, der „nur“ 70 ha Betriebsfläche hat, von einem Kollegen hört: „Ach, dei paar Ackerli, die mach ich doch noch schnall a en Sundi früh vor der Kerch mit!“

Und es kann doch nicht die Erfüllung eines Lebens sein, wenn dann als größte Lebensanerkennung und Wertschätzung eines Bauernlebens einmal auf dem Totenzettel steht: „Nur Arbeit war sein Leben!“

Ist das der Sinn eines Lebens? Um nicht ein Draufgänger zu werden ohne Rücksicht auf Verluste, um nicht als leidenschaftlicher Landwirt einer zu werden, der anderen Leiden schafft, ist es gut, ja notwendig, sich manchmal die Frage nach dem Sinn seines Tuns zu stellen.

Fragen dazu wären: Sind Fläche, Erfolg, Arbeit nicht Werten wie Beziehung, Solidarität und Zufriedenheit unterzuordnen?

Was zählt wirklich im Leben? Was brauche ich wirklich, um gut, sinnvoll und menschlich zu leben?

Was musst du tun?

Was lässt du bleiben?

Was ist wirklich wichtig?

Worauf wartest du noch?

Wonach sehnst du dich?

In Amerika gibt es seit vielen Jahren die Tradition einer sogenannten „last lecture“. Da treten Menschen zu einer letzten Vorlesung ans Katheder, nicht um eine spezifische Fachvorlesung zu halten, sondern um mitzuteilen, was aus ihrer Lebenserfahrung heraus für ein sinnvolles menschliches Leben wichtig ist. Besonders spannend und ergreifend wird es, wenn dann Menschen zum letzten Mal ans Katheder treten, weil sie wissen, dass ihnen ihre Krankheit nicht mehr allzu viel Lebenszeit lässt.

So trat vor einigen Jahren ein Philosophieprofessor vor seine Studenten, zog einen großen Glaskrug unter seinem Pult hervor und stellte ihn vorsichtig vor sich hin. Dann holte er etwa ein Dutzend Kieselsteine hervor, etwa so groß wie Tennisbälle, und legte sie sorgfältig einen nach dem anderen in den großen Krug. Als der Krug bis an den Rand gefüllt war und kein weiterer Kieselstein mehr darin Platz hatte, blickte er langsam auf und fragte seine Schüler: „Ist dieser Krug voll?“ – Und alle antworteten: „Ja.“

Er wartete ein paar Sekunden ab und fragte seine Schüler: „Wirklich?“ Dann holte er unter dem Tisch einen mit Kies gefüllten Becher hervor. Sorgfältig verteilte er den Kies über die großen Kieselsteine und schüttelte vorsichtig. Der Kies verteilte sich zwischen den großen Kieselsteinen bis auf den Boden des Kruges.

Der Professor blickte erneut auf und fragte: „Ist dieser Krug voll?“ Diesmal wurden seine Schüler vorsichtiger und einer antwortete: „Wahrscheinlich nicht.“ „Gut,“ meinte der Professor und holte einen Eimer mit Sand hervor. Vorsichtig kippte er den Sand in den Krug. Und der Sand füllte die Räume zwischen den großen Steinen und dem Kies aus.

„Ich habe euch dieses Experiment vorgeführt, um euch ein Gleichnis unseres Lebens zu erzählen,“ meinte er. „Ich hoffe, ihr lernt daraus: So ist es mit unserem Leben. Die großen Steine sind die wichtigen Dinge unseres Lebens – eure Familien, eure Partner, die Gesundheit, die Kinder. Geschenke, die euer Leben ausfüllen würden, auch wenn alles andere verloren ginge. Die kleinen Kieselsteine sind alle anderen Dinge wie Arbeit, der Beruf, das Haus oder das Auto. Der Sand ist alles andere materielle Beiwerk im Leben. Was wir aus diesem Experiment lernen können, ist folgendes: Wenn man die großen Kieselsteine nicht als erstes in den Krug legt, werden sie später niemals alle hineinpassen. Dasselbe gilt für euer Leben. Wenn ihr alle Energie und Zeit für die Nebensächlichkeiten des Lebens verschwendet, werdet ihr nie Platz haben für die Dinge, die wirklich im Leben wichtig sind.“

Achtet also auf die Dinge, die wirklichen Wert im Leben haben. Spielt mit euren Kindern. Nehmt euch Zeit für euren Partner und eure Freunde. Achtet auf die Gesundheit. Dann ist immer noch genügend Zeit und Kraft da für die Arbeit, für das Haus und alle möglichen Dinge.

Fragt euch, was sind wirklich die ersten Steine, die ich in meinen Lebenskrug lege, die wichtigen Dinge im Leben. Setzt dafür Prioritäten. Der Rest ist Sand!“

3. Neue Ideen braucht das Land

Ein dritter und letzter Punkt:

Wenn ich an meinen Beruf denke, dann scheint mir noch ein dritter Punkt wichtig zu sein: Neue Ideen braucht das Land. Ich kann heute nicht mehr Seelsorge betreiben wie vor 50 Jahren. Ich brauche heute keine Andachten mehr anzubieten, da kommt keiner mehr. Die Maiandachten, früher einmal große Zugpferde, lassen die meisten Menschen heute kalt.

Die Formen der Kommunion-, Firm-, Ehekatechesen müssen heutzutage ein völlig anderes Gesicht haben wie vor 20 Jahren. Ich muss an die Ränder gehen, neue Veranstaltungsformen entwickeln, mich stark in der Kunst-, Kultur und Theaterlandschaft einbringen. Menschen und Touristen, die zufällig in unsere Kirche kommen mit immer neuen Themen auf Sinn- und Lebensfragen ansprechen. Dabei muss ich mich ständig fragen: Was sind die tiefen Sehnsüchte heutiger Menschen und welche Antwort könnte der christliche Glaube darauf geben? Wenn Rezepte anderer Zeiten heute nicht mehr greifen, dann brauche ich neue Gedanken und muss neue Wege probieren. Und eines spüre ich immer wieder bei mir: Die erfolgreichen Innovationen beginnen im Bauch, müssen gut durchdacht und in Strukturen übergeführt werden.

Ich denke, das gilt auch für Sie als junge Landwirtschaftsmeister. Der Landwirt der Zukunft muss meiner Meinung ein guter Scout sein, der das Ohr nah an den Bedürfnissen und Sehnsüchten heutiger Menschen sein und dabei vielleicht auch ganz verrückte Ideen, neue Felder und Formen der Landwirtschaft entwickeln, die sicherlich nicht ohne Risiken sind, aber vom modernen Menschen honoriert werden. Wenn ich wüsste, was solche Felder sein könnten, würde ich ja alle Landwirtschaftsämter und Agrarhochschulen überflüssig machen.

Zum Schluss werde ich noch einmal fromm. Vielleicht kennen Sie noch die alte Tradition der Flur- und Bittgänge. Ich erinnere mich bis heute an einen Bittgang als Kind daheim. Da ging immer von Üchtelhausen über Feld, Berg und Wald nach Hausen. In Hausen gab es nach dem Bittamt in der Wirtschaft oft keinen Platz mehr. Um einen Platz zu ergattern, leerte sich das Gotteshaus nach der Kommunion merklich. Da schaute ich als kleiner Pimpf zu meinem Vater sehnsüchtig hoch und meinte: „Papa, ober heut gemer a mal eher nei die Wertschaft, dass mer Platz griechen“. Und mein Vater, der als Nebenerwerbslandwirt immer davon geträumt hat, einmal nach der Arbeit bei der SKF als Rentner in Ruhe die Äcker bebauen zu können, dies aber nicht erleben durfte, sagte nur ganz ruhig: „Stefan du wesst doch, wir brauchen en Segen vom Harrgott für unner Arbet. Wenn alle eher aus die Kerch raus gehn. Wir bleim bis zum Segen. Denn en Segen brauchen wir.“

Liebe jungen Landwirtschaftsmeister:

Ich wünsche Ihnen von Herzen Leidenschaft für Ihren Beruf, die Fähigkeiten, Ihre Grenzen zu erkennen, kreativ in Ihrem Beruf zu sein. Und ich wünsche Ihnen diesen Segen Gottes, den wir alle für uns, unsere Arbeit und für die Menschen, für die wir Verantwortung tragen, Tag für Tag brauchen.

Pfarrer Stefan Mai